

Mannheimer Morgen, 14.5.2009

Lesung: Der russische Dichter Jewgeni Jewtuschenko spielt in Heidelberg den Alleinunterhalter

Häppchen zischender Töne

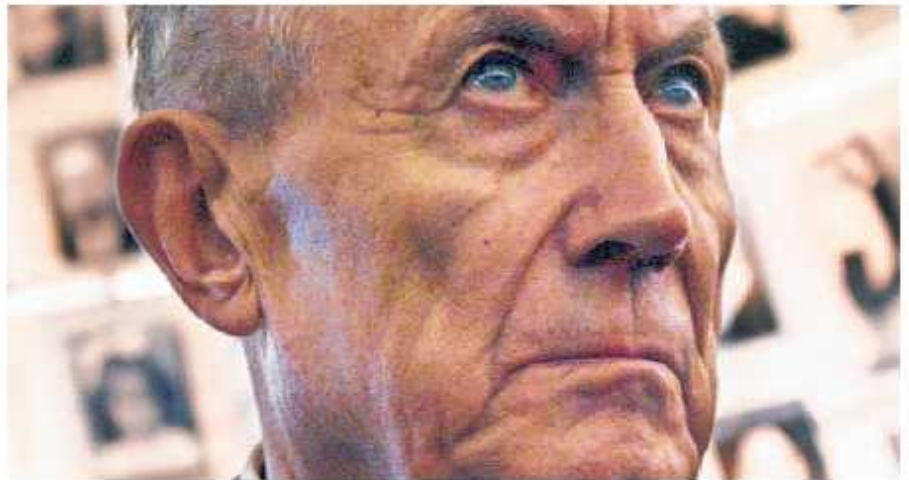
Von unserem Redaktionsmitglied
Inna Hartwich

Mit seiner grauen Schiebermütze und dem weiten Hemd mit Blumenornamenten wirkt Jewgeni Jewtuschenko wie ein Schelm. Als er da so langsam in Richtung Bühne geht, erinnert er etwas an Oleg Popow, den tragikomischen russischen Clown.

Aber nein, Tiergeruch und Zirkuszelte sind weit weg. Dafür gibt's im Heidelberger Deutsch-Amerikanischen Institut (DAI) Gedichte über schlafende Geliebte, völkervereinigende Fußballspiele und verlassende Mütter. Das „Enfant terrible“ der russischen Literatur der 50er und 60er Jahre hat auch mit 76 nichts von seiner Spitzbübigkeit verloren. Nur an Glanz hat der von der New York Times als der „größte lebende Dichter der Welt“ bezeichnete Autor etwas eingebüßt.

Mit seinem Gedicht über Babij Jar, diese Todesschlucht nahe der ukrainischen Hauptstadt Kiew, ist der Mann 1961 berühmt geworden. Offen prangerte er den russischen Antisemitismus an, schrieb in seinen assonanzreichen Reimen fast schon trocken über die 33 000 bei Kiew getötete Juden. Vor allem im Westen schlüpfte er – durchaus unbewusst – in die Rolle des „Vorzeige-Dissidenten“ und wurde in einem Atemzug mit Alexander Solschenizyn und Joseph Brodsky genannt.

Von diesem „Lyrik-Star“-Dasein zehrt er bis heute. Auch mit neuen



Formt mit trockenen Worten einen sanften Gesang: Jewgeni Jewtuschenko. BILD: DPA

Gedichten. Kein Wunder, dass der DAI-Saal bis auf den letzten Platz voll ist, darunter nur wenige, die des Russischen nicht mächtig sind. Denn genau von der Sprache, von diesem anmutigen Singsang des Slawischen, vom bezaubernden Klang der Silben, vom mitreißenden Zusammenspiel der Sätze lebt dieser Abend – auch wenn er inhaltlich hie und da ein wenig hinkt. So bei Jewtuschenkos sozialistischer Romeo-und-Julia-Geschichte namens „Tsunami“, die durch Kubas vermeintliche Verstrickungen in diese Katastrophe schwach wirkt.

Es geht besser: Der Dichter serviert lyrische Appetithäppchen, garniert sie mit zischenden Tönen und entwickelt einen Duktus, der etwas weniger Didaktik vertragen hätte. Die Übersetzungen – vom DAI-Leiter Jakob Köllhofer hervorragend

vorgetragen – wirken im Vergleich zum russischen Gast dennoch etwas bemüht. Jewtuschenko liest nicht, er spielt die Gedichte, wird zum Alleinunterhalter, als er vom Stuhl aufspringt und wild gestikuliert. Seine Brille zurechtgerückt, plaudert er über seinen ersten Besuch in den USA, schwärmt von Fidel Castro, erzählt von einem „Irgendwie-Land“ mit der „Irgendwie-Freiheit“ und dem „Irgendwie-Leben“.

Zuweilen wirkt der 76-Jährige ein wenig überheblich. Ein Vorwurf, den ihm auch schon der russische Schriftsteller Alexander Twardovskij machte: „Das Scheinwerferlicht rennt von ihm weg, und er versucht es einzuholen.“ Vielleicht ist Jewtuschenko also doch wie ein Clown. Schließlich jagt auch Oleg Popow in seiner berühmtesten Nummer einem Lichtfleck hinterher.